

Hinweise

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **81 (2001)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Fresko einer Zeitenwende

Rafael Chirbes, *Der Fall von Madrid. Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz. Verlag Antje Kunstmann, München 2000.*

25 Jahre nach Francos Tod hat Rafael Chirbes mit «Der Fall von Madrid» einen der wichtigsten spanischen Gesellschaftsromane über das Ende der Diktatur geschrieben.

Im September 1975 kllirrten in vielen europäischen Hauptstädten die Fensterscheiben spanischer Banken. Zwar lag der spanische Caudillo Franco damals bereits im Sterben, doch hatte er noch die Hinrichtung von vier jungen spanischen Rebellen mit der Garotte verfügt – blutige Rache eines mittelalterlichen Systems, die europaweit auf Empörung stiess.

Das Sterben des Diktators dauerte noch bis zum 20. November. Man vermutete, dass Franco bewusst über so lange Zeit im Koma gehalten worden war, um währenddessen den Übergang des Landes in die Demokratie zu regeln. Die schnelle Transformation Spaniens in eine aufgeklärte Monarchie, bald mit einem charismatischen sozialistischen Premier, funktionierte.

Doch das Ereignis, auf das hin Chirbes seine Protagonisten justiert hat, ist nicht der erwartete Tod Francos, sondern der fünfundsiebzigste Geburtstag des reichen Fabrikanten Don José Ricart am 19. November, einen Tag vor des Diktators Tod. Das Geburtstagsfest rückt freilich ebenso wenig ins Bild wie der Tod des Caudillo. Chirbes erzählt in zwei Teilen den «Morgen» und den «Nachmittag» vor dem abendlichen Fest am Tage vor Francos Tod, und in diesen Teilen kapitelweise aus der Perspektive seiner Protagonisten.

Chirbes' erzählerischer Kunst gelingt es, seine Figuren sowohl individuell und farbig agieren als auch typologisch überzeugend die spanische Gesellschaft repräsentieren zu lassen. Und ausserdem schafft er es, die einzelnen Geschichten im Nacheinander so miteinander zu vernetzen, dass ein komplementäres Bild von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen dieser Gesellschaft entsteht.

In der Mitte dieses Freskos steht der Ricart-Clan: an der Spitze der Patriarch Don José, der sein unter

Francos Herrschaft anrühlich erworbenes Vermögen längst ins Ausland gebracht und sich so für den prognostizierten Ansturm des Kapitalismus gerüstet hat; sein Sohn Tomás, ein Industrieller, der Prinzipien hasst, weil er nur seinen Frieden haben will; seine kunstbeflissene Frau Olga, die glaubt, auf die Zukunft vorbereitet zu sein, weil sie moderne Kunst sammelt; und beider Söhne: der schwerfällige Josemari, der faschistischen Parolen nachläuft, und sein feingliedriger Bruder Quini, der auf der Universität gläubig die Parolen des Marxismus studiert. Alle haben sich offensichtlich auf die nachfranquistische Zeit eingestellt, nur Tomás nicht, der fatalistisch darauf hofft, dass auch nach Francos Tod alles so weitergehe wie bisher: «Für Josemari war er (Tomás) ein Feigling, ein Weichling. Für Quini ein Sklavhalter. Für seinen Vater ein Trottel, der nicht bemerkte, dass sich alles verändert hatte. Für seine Frau ein Rohling, dem es an Sensibilität für ein gutes Konzert, eine Kunstausstellung, einen Roman mangelte.»

Andere Figuren komplettierten das Panorama der Umbruchszeit: Etwa Maxi Arroyo, Freund des Patriarchen und als Kommissar der politischen Polizei «Francos Polizist», wie er sich nennt, Vertreter eines brutal inszenierten Machismo, hinter dem sich moralische Verkommenheit und männliche Insuffizienz verbergen. Oder der zynische Professor Juan Bartos, ein Salonmarxist, der seine Studenten die Revolution deklinieren lässt und sich schon für den Fall ihres Scheiterns versorgt hat. Und schliesslich all die Frauen, die, als Ehefrauen oder Geliebte, wie Spiegelbilder diese verlogenen Ambivalenzen ihrer männlichen Gegenüber reflektieren – vor allem die Schilderungen dieser oft geheimen, oder doch fast immer privaten Reflexe tragen viel zur Verdichtung und Vernetzung dieses komplexen Erzählens bei, weil sie das offizielle Bild ergänzen und zugleich unterminieren. Rafael Chirbes hat mit dem «Fall von Madrid» einen der wichtigsten Gesellschaftsromane Spaniens vom Ende der Diktatur geschrieben – 25 Jahre danach.

Heinz Ludwig Arnold

Wider die Klischees

Alfred Pfabigan, *Die Enttäuschung der Moderne, Sonderzahl Verlags GmbH, Wien 2000.*

Bei Alfred Pfabigan, einem der klügsten österreichischen Intellektuellen der Gegenwart, ist die Moderne ganz anders. Der erste Essay seines jüngsten Buches «Die Enttäuschung der Moderne» gilt dem Futuristen Filippo Tommaso Marinetti, den Pfabigan als einen der hellstichtigsten Theoretiker der Moderne gegen diejenigen in Stellung bringt, die Marinettis Parteinarbeit für den Faschismus zum Anlass nahmen, ihn aus der Moderne-Debatte auszugrenzen. Was die Moderne selbst unter «Fortschritt» oder «Reaktion» verstanden hat, habe sie immer nur vermischelt hervorgebracht, und so liege auch eine zeitweilig faschistische Avantgarde in der ihr immanenten Logik und verdiene genaue Beachtung. Man mag diesen luziden Gedankengängen gerne folgen und sieht den italienischen Futurismus danach etwas anders. Ob man Sigmund Freud besser begreift, wenn man ihn mit Pfabigan im Kontext des «Wiens der Jahrhundertwende» betrachtet, sei dahingestellt. Die Aufsätze über die Plakate des Ersten Weltkriegs, den

«roten Mandarin», Max Adler im Wien um 1900 und über den freiwilligen Gehorsam in der Organisationskultur des Austromarxismus, tragen zu Pfabigans originellem, die gängigen Klischees gegen den Strich bürstenden Moderne-Bild weitere Tupfer bei, sind indes wohl hauptsächlich für Spezialisten von Interesse. Ganz anders die Skizze «Wer hat Angst vor der österreichischen Nation?», welche die Frage nach dem Nationalcharakter im Lichte der jüngsten politischen Entwicklungen in Österreich umspielt, sich vor unzulänglichen Schnell-Antworten hütet und den tagesaktuellen Debatten historisches Unterfutter geben kann. Ähnliches gilt für den letzten Text dieses Bandes, der sich mit «Fremde» und «Heimat» befasst. Trotz der scharfsinnigen Beobachtungen und der klaren Argumentation des Autors bleibt der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit bei der Auswahl der Essays zurück. Man wünschte sich «Die Enttäuschung der Moderne» bald einmal zusammenhängend dargestellt – womöglich ohne allzu enge Österreich-Fixierung. Von Alfred Pfabigan natürlich.

Klaus Hübner





Von der einfachen zur höheren Dummheit

Alfred Zänker,
*Die vielen Gesichter
der Dummheit, Torheit –
eine Triebfeder des
Lebens, Asendorf 2001,
MUT-Verlag.*

«Nichts ist so anstrengend wie die menschliche Dummheit zu ergründen», hat Gustave Flaubert 1867 an George Sand geschrieben. Verdienstvollerweise hat der in Genf lebende Wirtschaftspublizist und Essayist Alfred Zänker die Anstrengung auf sich genommen, über die Dummheit zu recherchieren und zu reflektieren und damit dem Leser erst noch Vergnügen zu bereiten. Dank des klugen Verzichts, eine neue Theorie der Dummheit zu entwickeln, gelingt es dem Autor, jenen «roten Faden» zu verfolgen, welche den erfahrenen Publizisten auszeichnet: eine Kombination von unterschiedlichsten eigenen Erfahrungen mit vielfältigen Anregungen aus der Literatur und eine Ausweitung zu einer globalen Sicht, in der «dummes» und «kluges» Verhalten «zu Treibkräften und Massstäben eines unaufhörlichen Lernprozesses werden». Allerdings: Auch Dummheit ist lernbar. Schon bei Helvétius können wir dazu Folgendes nachlesen: «Wenn unter den gesitteten Völkern die Dummheit der gewöhnliche Zustand der Menschen ist, dann nur deshalb, weil dies die Wirkung eines verderblichen Unterrichts ist, weil man von falschen Gelehrten erzogen wird und weil man geistlose Bücher liest.» Für eine kleine Ungenauigkeit ist der Rezensent dem Autor zu Dank verpflichtet. Beim Nachlesen, ob Don Quijotes Diener wirklich Sancho Panchez (S. 22) hiess, oder nicht doch Sancho Panza (in einigen Übersetzungen auch Sancho Pansa), kam er neben einer Bestätigung seiner Vermutung zu einem unverhofften nächtlichen Lesevergnügen. Wer in Büchern sucht, der findet oft mehr als er suchte. Dass die Menschheit neben geistreichen und geistlosen Büchern noch weitere Medien erfunden hat, die gleichzeitig in den Dienst der Aufklärung und der Verdummung gestellt werden können, behandelt der Autor in einem eigenen Kapitel: Medien im Zwielicht. Alfred Zänker hegt diesbezüglich keine Illusionen. Er weiss, dass der Weg zum mündigen Bürger

länger ist, «als es sich liberale Aufklärer vorgestellt haben», aber er sieht angesichts des «ständigen Prozesses der Verflachung» doch keinen Grund zur definitiven Resignation. Die neue Mediengesellschaft hält nach Auffassung des Autors die Bürger eher im Bann der Unmündigkeit und Abhängigkeit von Vordenkern. Trotzdem würde er es für töricht halten, zu vergessen, «dass diese Entwicklung der Menschheit ungeahnte Möglichkeiten der Fortbildung und des beruflichen Aufstiegs bringt». Ist Aufklärung wirklich das einzige Mittel der Entdummung? Im Schlusskapitel stösst man auf ein erprobtes Rezept, wie man der Dummheit zwar nicht immer, aber immer öfter entrinnen kann, und wie man trotz eigener Dummheiten und trotz der Dummheit der anderen relativ schadlos über die Runden kommt: «Humor schützt vor Dummheit». Es ist zwar nicht ungefährlich anzunehmen, Humor sei in jedem Fall ein untrügliches Anzeichen für Intelligenz. Humorlosigkeit ist aber sehr häufig mit Dummheit verbunden. Zuletzt wagt der Autor noch einige kluge Hinweise auf den konstruktiven Umgang mit Dummheit. Er bestätigt uns in der Annahme, dass es nicht nur zwei Sorten von Intelligenz gibt, die intelligente und die dumme, sondern auch mehrere Sorten von Dummheit, und diese Unterscheidungen sind eine oft hilfreiche Eselsleiter. Der Rezensent erinnert sich an einen militärischen Klassenlehrer, der vor dem Urlaub zu warnen pflegte: «Machen Sie keine Dummheiten, oder, wenn Sie Dummheiten machen, nur solche, die Ihnen Freude bereiten.» Ich habe – mit unterschiedlichem Erfolg – versucht, mich daran zu halten, – nicht nur im Urlaub. Eine wichtige Botschaft des Buches besteht darin, dass es «zur Erkenntnis der eigenen Dummheit und Begrenzung» meist der «Hilfe anderer» bedarf (S. 237). Für diesen nützlichen Dienst am Leser sei dem Autor gedankt, obwohl solche Einsichten erfahrungsgemäss labil sind und durch zusätzliche Lektüre immer wieder neu bestätigt werden müssen.

Robert Nef

Hobbes und die Bilder

Horst Bredekamp,
*Thomas Hobbes. Visuelle Strategien. Der
Leviathan: Urbild des
modernen Staates.
Werkillustrationen und
Portraits. Akademie
Verlag, Berlin 1999.
Abbildungen.*

Hobbes definiert den Kampf eines jeden gegen jeden als dauerhaft normalen Zustand. Frieden und Herrschaft sind nicht ewig. Denn stirbt der Souverän, so fällt die Gesellschaft in den regierungslosen, wölfischen Urzustand zurück. Hobbes will aber ein auf Dauer angelegtes System begründen. Bredekamp zeigt auf, an welchen Bildern Hobbes sich orientiert hat, um diesem Problem zu entgehen. Schon in den Doppeldeckergräbern und in den Anamorphosenbildern ist der Tod repräsentativ überwunden und durch Verbindung von Bild und Zeit ein Fortdauern des Lebens festgeschrieben worden. Die dignitas des Amtes bleibt erhalten. In der Tradition der Effigies, jener künstlichen und beweglichen Scheinleiber, welche zur Überbrückung der Thronleere bei der königlichen Bestattung mitgetragen wurden, findet

Bredekamp eine wirkungsvolle Annäherung an den besetzten Staatsautomaten. Diese künstlichen Effigies haben den König bis zur Amtseinsetzung seines Nachfolgers vertreten. Die optische Vertretung dieser menschenähnlichen Statuen ist indes nur für die bestimmte Ausnahmesituation des Interregnums notwendig. Allerdings leistet sie exakt jene symbolische und bildhafte Kraft, mit welcher Hobbes seinen Leviathan ausstattet. Bei Hobbes wird die Staatseffigies zu einem Bollwerk gegen die Permanenz der Rechtlosigkeit. Bredekamp sieht in dieser Zeitverschiebung von einem Ausnahmement zu einer Dauer kein statisches Konstrukt begründet. Der Leviathan überlagert die natürliche Allgegenwart des Wölfischen. Durch das Frontispiz, welches die Staatsgründung widerspiegelt, wird der Schaffungsakt in einer dauerhaften Abfolge dieses Momentes festgehalten.

Ralph Weber

